

btb

Buch

A Huli arbeitet als Edel-Prostituierte in Moskau. Was ihre Kunden nicht ahnen: sie ist ein Werfuchs, der die Freier unter Hypnose ihre verwegenen Träume ausleben lässt – mit sich alleine. Eines Tages trifft A Huli auf Alexander, an dem ihre Künste versagen. Denn Alexander leitet als Generalleutnant des russischen Geheimdienstes die Werwolf-Abteilung. Die räumt auf im Land und hat zudem eine gewichtige Aufgabe: wenn die Ölquellen mal wieder versiegen, muss Mutter Natur angeheult werden, um die Energie-Versorgung sicherzustellen.

A Huli und Alexander sind Meister der Suggestion, vor allem der sexuellen. Aber wissen sie auch etwas über die Liebe? Sie sind fasziniert voneinander und erreichen mit ihren speziellen Wer-Tier-Techniken ungeahnte Ekstasen. Ist das die Energie, die es braucht, um die Ankunft des Überwerwolves zu befördern, von der das heilige Buch der Werwölfe spricht? Warum verwandelt sich Alexander dann aber auf einmal nicht mehr in den Furcht und Begehren einflößenden Wolf, sondern in ein Herzchen von einem Hund?

Mit seiner unnachahmlichen Mischung aus exakter Phantasie und anarchistischer Analyse hält Pelewin dem Russland unserer Tage einen bizarren Zerrspiegel vor und beschwört die Jahrhunderte alten Geschichten von Werwölfen und Werfüchsen: Sind sie die Bewahrer der »russischen Seele«? Die Retter der Welt? Oder ihre größte Bedrohung?

Autor

Viktor Pelewin, geb. 1962 in Moskau, wo er heute lebt. Pelewin ist einer der erfolgreichsten russischen Autoren und genießt seit seinen Romanen *Buddhas kleiner Finger* (1999), *Generation P* (2001) und *Die Dialektik der Übergangsperiode von Nirgendwoher nach Nirgendwohin* (2004) Kultstatus.

Viktor Pelewin bei btb

Die Dialektik der Übergangsperiode von Nirgendwoher nach Nirgendwohin. Roman (73494)

Viktor Pelewin

Das heilige Buch der Werwölfe

Roman

*Aus dem Russischen
von Andreas Tretner*

btb

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
Священная книга оборотня bei Èksmo, Moskau.

Die deutsche Übersetzung wurde gefördert vom Literarischen
Colloquium Berlin mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und der
Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur Berlin.

Zitiert wird aus Übersetzungen von Helen Hessel, Hendrik Jackson,
Karl August Horst, Gisbert Haefs, Karl Simrock, Hans Kuhn und
Frank Günther.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2008,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by Luchterhand
Literaturverlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Copyright © der Originalausgabe 2004 by Viktor Pelewin

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Wolfgang Steche/buchcover.com

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MM · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73769-7

www.btb-verlag.de

Fachkundige Stellungnahme

Vorliegender Text, auch unter dem Titel *A Huli* bekannt, ist eine platte literarische Fälschung von unbekannter Hand, die aus dem ersten Viertel des 21. Jahrhunderts stammt. Die Mehrzahl der Experten ist sich einig, dass das Manuskript selbst weniger von Interesse ist als die Art und Weise, in der es in die Welt geworfen wurde. Eine Textdatei mit dem Namen *A Huli* soll sich auf der Festplatte eines Notebooks befunden haben, das *unter dramatischen Umständen* in einem Moskauer Park aufgefunden wurde. Das Polizeiprotokoll, das die Umstände des Fundes festhält, offenbart die Inszeniertheit dieses Vorgangs. Unserer Ansicht nach gibt es einen recht guten Einblick in die virtuosen PR-Technologien von heute.

Das Protokoll ist authentisch, die nötigen Stempel und Unterschriften bezeugen es, auch wenn der genaue Zeitpunkt der Aufnahme nicht ersichtlich wird, denn der obere Teil des Deckblatts inklusive Datierung ist der Bindung und Abheftung zwecks Archivierung (gemäß Dienstvorschrift mit Ablauf des Kalenderjahres) als Verschnitt zum Opfer gefallen. Wie aus dem Protokoll hervorgeht, wurde das Augenmerk der Polizeibeamten auf eine sonderbare Naturerscheinung im Naturpark Bitza, Verwaltungsbezirk Moskau-Süd, gelenkt. Bürger hatten über den Baumkronen ein blaues Leuchten, mehrere Kugelblitze sowie eine Vielzahl fünf-farbiger Regenbögen beobachtet, einige davon in Kugelform. (Hierbei sollen nach Zeugenaussagen die Farben »eine durch die andere hervorgetreten« sein.)

Das Epizentrum der Anomalie lag auf einer großen Brachfläche am Rande des Parks, wo sich eine Sprungschanze für Fahrräder (so genannte Bikerrampe) befindet. In deren unmittelbarer Nähe wurden ein angeschmolzener Fahrradrahmen, Marke Cannondale Jekyll 1000, wie auch die Überreste der Laufräder gefunden. Das

Gras im Umkreis von zehn Metern um die Rampe war versengt, die Brandfläche ergab die Form eines regelmäßigen fünfzackigen Sterns, jenseits derer das Gras keinen Schaden genommen hatte. Neben dem Fahrradrahmen lag diverse Frauenbekleidung: Jeans, ein Paar Turnschuhe, ein chinesischer Wochentags-Slip mit dem Aufdruck *Sonntag* und ein T-Shirt mit den eingestickten Buchstaben *ckuf*.

Nach den Photos zu urteilen, die dem Protokoll beiliegen, ist der dritte Buchstabe eher ein kyrillisches *и* als ein lateinisches *u*. Man darf also annehmen, dass es sich nicht um ein Anagramm zum Wort *fuck* handelt, wie M. Lejbman in seiner Monographie schreibt, sondern um das russische Wort für Skythe. Ein Indiz dafür liefert die Rückenaufschrift des Shirts: *Ja, wir sind Asiaten!*, die unzweifelhaft auf einen Vers aus Alexander Blocks Poem *Die Skythen* anspielt, das Lejbman anscheinend nicht kennt.

Unter den Kleidungsstücken fand sich auch besagter Rucksack mit dem Notebook. Sämtliche Gegenstände waren unversehrt und gänzlich ohne Brandspuren, was daraufschließen lässt, dass sie an dem Ort abgelegt wurden, als die sternförmige Grasfläche bereits versengt war.

Im Zusammenhang mit dem Vorfall wurde kein polizeiliches Ermittlungsverfahren eingeleitet.

Was mit dem (angeblich) auf der Festplatte des Notebooks vorgefundenen Text weiter geschah, ist bekannt. Zunächst kursierte er in Kreisen obskurer Okkultisten, später wurde er als Buch veröffentlicht. Der ursprüngliche Titel mag auch den hartgesottenen Exponenten des modernen Buchmarkts zu obszön vorgekommen sein, weshalb er in *Das heilige Buch der Werwölfe* geändert wurde.

Der Text ist selbstredend keiner ernsthaften Analyse durch Kritik und Wissenschaft wert. Immerhin sei angemerkt, dass in ihm Entlehnungen, Imitationen, Rekurse und Anspielungen zu einem so dichten Netz gewoben sind (ganz zu schweigen von der unschönen Sprache des Autors und seiner ausgestellten Infantilität), dass Authentizität und Originalität des Machwerks für jeden seriösen Spezialisten schlicht in Frage stehen; allenfalls als Symptom des

rapiden geistigen Niedergangs, wie unsere Gesellschaft ihn derzeit vollzieht, mag dieser Text von Interesse sein. Und auch die pseudo-orientalische Pop-Metaphysik, mit deren oberflächlicher Kenntnis sich der Autor vor seinesgleichen trauriger Loser-Gemeinde so gern brüstet, mag bei ernsthaften, im Leben stehenden Menschen höchstens ein mitleidiges Lächeln hervorlocken. Im Übrigen dürfen wir den Moskauern ebenso wie den Gästen unserer Hauptstadt an dieser Stelle versichern, dass Sauberkeit und Ordnung im Naturpark Bitza auch künftig auf dem gebührenden Niveau gehalten werden; die Moskauer Polizei sorgt rund um die Uhr für die Ruhe und Sicherheit der Passanten. Und was die Hauptsache ist, liebe Freunde: Möge auch in Eurem Leben allzeit Gelegenheit sein für ein fröhliches kleines Lied!

Tengis Kokojew, Major, Leiter des Polizeireviers *Bitza-Center*
Dr. phil. Maja Maratscharskaja, Dr. phil. Igor Koschkodawlenko
Peldis Sharm, Fernsehmoderator (*Karaoke auf dem Weg zu dir selbst*)

*Im hohen und luftlosen Sternenchor
versah Gott, der Herr, sich mit lichtem Dekor ...*

Quelle unbekannt

*Und wer ist dein Held jetzt, Dolores Haze?
Noch der Star mit den starken Armen?
Ach, die Kalmen der Bays und die Palmen an Kais
Und die Bars, mein Schwarm, meine Carmen!*

Humbert Humbert

Mit dem Kunden, auf den Barkeeper Serge mich angesetzt hatte, war ich in der Alexander-Bar des Hotels National, verabredet, um halb acht. Es war zehn nach halb, das Taxi schlich, geriet von einem Stau in den nächsten. Mir war schon fast so, als hätte ich eine Seele – so einen Seelenkater spürte ich.

»I want to be forever young«, leierte Alphaville im Autoradio zum wer weiß wievielten Mal.

Deine Probleme möchte ich haben, dachte ich und war schnell mit den Gedanken bei meinen.

Eigentlich denke ich nur selten an sie. Ich weiß, dass sie irgendwo im leeren schwarzen Raum liegen und dass ich jederzeit auf sie zurückkommen kann. Um mich ein neues Mal zu vergewissern, dass es für sie keine Lösung gibt. Das ist eigenartig, wenn man es recht bedenkt.

Nehmen wir an, ich hätte eine Lösung. Was geschähe dann? Meine Probleme kämen mir abhanden – entschwebten für immer in jene Untiefen, wo sie ja doch schon die meiste Zeit gelegen haben. Die einzige praktische Folge wäre, dass mein Geist aufhörte, sie aus dem großen schwarzen Nichts ans Tageslicht zu zerren. Bestehen demnach meine unlösbaren Probleme nicht einzig und allein darin, dass ich an sie denke? Erschaffe ich sie nicht erst in dem Moment neu, wo sie mir wieder einfallen?

Das kurioseste meiner Probleme ist mein Name. Eines, das ich nur in Russland habe. Da ich aber nun einmal hier lebe, muss ich zugeben, dass es sich um ein sehr handfestes Problem handelt.

Ich heiße A Huli. Was im Russischen äußerst unanständig klingt.

Vor 1918, als wir noch die alte Orthographie hatten, konnte ich zumindest in schriftlicher Form der Anzglichkeit entgehen, indem ich mich mit altem »i« schrieb: А Хули. In einem Petschaft, das ich im Jahr 1913 von einem Petersburger Mäzen geschenkt bekam, der mein Geheimnis kannte, war der Name zu zwei Zeichen verschmolzen:



Das war übrigens eine lustige Geschichte. Der erste Siegelring, den er für mich machen ließ, trug das Monogramm auf einem Rubin, und alle fünf Buchstaben waren in einem Symbol vereint:



Er überreichte mir das Schmuckstück, während wir auf einer Jacht durch den Finnischen Meerbusen segelten; ich betrachtete den Ring und hatte ihn im nächsten Augenblick ins Wasser geworfen. Der Mäzen erleichte und fragte, warum ich ihn hasse. Nicht dass er wirklich annahm, ich hasste ihn – zu jener Zeit waren theatralische Gemütsregungen einfach in Mode, was, nebenbei gesagt, auch der Grund war, weshalb der Erste Weltkrieg ausbrach und die russische Revolution.

Auf die Art könnte man getrost alle Buchstaben des Alphabets übereinander legen und auf einem kleinen Stein unterbringen, erklärte ich, das käme billig, nur dass man so nicht wisse, welches der Anfangsbuchstabe sei ... Schon am übernächsten Tag wurde mir die neue, aus einem länglichen Opal gefertigte Va-

riante präsentiert. *AH., so also nun das närrische Orakel!* wie der Mäzen in einem Gedicht, das der Gabe beigelegt war, fein doppelsinnig formulierte.

Da sieht man, was damals in Russland noch für Leute lebten! Allerdings vermute ich, dass er das Gedicht nicht selbst geschrieben, sondern bei dem Dichter Kusmin in Auftrag gegeben hat, denn nach der Revolution tauchten mehrfach irgendwelche bekoksten Tscheka-Tucken bei mir auf und wollten Brillanten haben. Bald darauf wurden in meiner Wohnung an der Italjanskaja Schlosser und Wäscherinnen einquartiert, und mir persönlich nahmen sie die letzte Bastion meiner Selbstachtung, das »i«. Darum mochte ich die Kommunisten von Anfang an nicht leiden, schon damals nicht, als viele helle Köpfe noch an sie glaubten.

In Wirklichkeit ist mein Name sehr schön und hat mit dem, was das Russische ihm an Bedeutung anhängen will, nicht das Geringste zu schaffen. A Huli heißt auf Chinesisch *Fuchs A*. Analog zu westlichen Sprachen ließe sich A als mein Vorname ansehen und Huli als Familienname. Was kann ich zu meiner Rechtfertigung anführen? Ich wurde so getauft, als es dieses Wort im Russischen noch nicht gab – wie das Russische überhaupt.

Wer hätte damals ahnen können, dass mein ehrenwerter Familienname irgendwann zum Schimpfwort werden würde? (Mit dem Vornamen hat man es übrigens auch nicht viel leichter, selbst wenn er nur aus einem Buchstaben besteht. Man geht die Straße lang, sieht plötzlich ein großes fettes A an einem Haus mit vielen entnervten Menschen davor und denkt: nanu? ... Ach so. Die Alpha-Bank.) Aber hat nicht schon Ludwig Wittgenstein gesagt, dass die Welt aus nichts als Namen besteht? Also kein Grund zum Übelnehmen.

Wir Werfuchse sind glückliche Geschöpfe, weil wir ein kurzes Gedächtnis haben. Immer nur die letzten zehn, zwanzig Jahre haben wir in klarer Erinnerung; alles, was davor liegt, ruht in dem großen schwarzen Nichts, von dem schon die Rede war. Es geht aber nicht ganz verloren. Die Vergangenheit ist für uns wie

ein lichtloses Depot, aus dem wir bei Begehr jede Erinnerung hervorkramen können; hierfür bedarf es allerdings einer besonderen Willensanstrengung, die ziemlich quälend sein kann. Diese Fähigkeit macht uns als Gesprächspartner interessant. Zu beinahe jedem Thema können wir parlieren; zudem beherrschen wir die wichtigsten Weltsprachen – Zeit genug zum Lernen hatten wir ja. Doch kratzen wir die Narben unseres Gedächtnisses nicht öfter auf als unbedingt nötig, der banale Strom von Gedanken im Alltag unterscheidet sich praktisch nicht von dem normaler Menschen. Selbiges trifft auf unsere gewählte Identität zu – sie macht den Werfuchs vom schwanzlosen Affen ununterscheidbar.

Viele Leute begreifen nicht, wie das sein kann. Ich versuche eine Erklärung. In allen Kulturen ist es üblich, bestimmte Äußerlichkeiten mit bestimmten Charakterzügen in Verbindung zu bringen. Die schöne Prinzessin ist herzensgut und sensibel; eine böse Hexe ist hässlich, mit einer großen Warze auf der Nase. Es gibt auch subtilere Verknüpfungen, die nicht so leicht zu beschreiben sind – die hohe Kunst der Porträtmalerei füllt diese Lücke. Im Laufe der Zeit ändern sich solche Zusammenhänge. Was in der einen Epoche als schön gilt, ruft in der nächsten Befremden hervor. Um es einfach zu sagen: Der Menschentyp, mit dem ein durchschnittlicher Zeitgenosse die äußeren Merkmale eines Fuchses assoziiert, macht die jeweilige Identität des Werfuchses aus.

Alle fünfzig Jahre ungefähr schieben wir unserem immergleichen Aussehen ein neues Seelensimulakrum unter und zeigen es der Menschheit vor. Auf diese Weise stimmt unser Inneres mit unserem Äußeren aus menschlicher Sicht zu jedem beliebigen Zeitpunkt hundertprozentig überein. Dass es nicht mit dem Eigentlichen übereinstimmt, ist eine andere Sache, aber wer weiß das schon? Die meisten Leute haben überhaupt nichts Eigentliches, nur Äußeres und Inneres, wie Kopf oder Zahl einer Münze, von der der Mensch glaubt, dass er sie tatsächlich auf seinem Konto liegen hat.

Ich weiß, es klingt merkwürdig, doch es ist so: Den jeweiligen Mitmenschen zuliebe verpassen wir unserem Lärvchen von Zeit zu Zeit ein neues Ich, wie ein nach neuester Mode geschnittenes Kleid. Die vorherigen kommen in die Kleiderkammer, und bald müssen wir uns schon sehr anstrengen, wenn wir uns erinnern wollen, wie wir zuvor gewesen sind. Wir leben von Bagatellen, Flüchtigkeiten, die Spaß und Unterhaltung bieten. Mir scheint, das ist eine Art Evolutionsmechanismus, der uns Mimikry und Maskerade erleichtern soll. Denn die beste Mimikry ist es, wenn nicht nur dein Gesicht, sondern auch dein Denken den anderen angeglichen ist. Wohlgemerkt: Nur für die Werfuchse ist es Mimikry. Für den Menschen ist es Schicksal.

Vom Aussehen her werde ich so zwischen vierzehn und siebenzehn geschätzt – mehr zur Vierzehn hin. Mein physisches Erscheinungsbild ruft bei den Menschen und insbesondere den Männern starke, widersprüchliche Gefühle hervor, die zu beschreiben keinen Spaß macht und außerdem überflüssig ist – haben doch auch die Lolitas heutzutage schon ihre *Lolita* gelesen. Diese Gefühle sind mein Brot. Wahrscheinlich wäre es nicht falsch zu sagen, dass ich von Betrugerei lebe, denn in Wahrheit bin ich durchaus nicht minderjährig. Lassen Sie mich der Bequemlichkeit halber mein Alter mit zweitausend Jahren angeben – diesen Zeitraum vermag ich jedenfalls mehr oder weniger komplett abzurufen. Man könnte mir das als Koketterie auslegen, tatsächlich bin ich weitaus älter. Die Ursprünge meines Lebens verlieren sich in grauer Vorzeit, mich daran erinnern zu wollen, hieße, mit einer Taschenlampe in den Nachthimmel zu leuchten. Wir Werfuchse sind nicht wie Menschen auf die Welt gekommen. Wir sind aus einem Himmelsstein hervorgegangen, es besteht eine entfernte Verwandtschaft mit Sun Wukong, dem Helden aus der *Reise nach dem Westen*. (Im Übrigen will ich mich nicht verbürgen, dass das alles stimmt – persönliche Erinnerungen an diese legendäre Zeit habe ich keine mehr.) Damals waren wir anders. Ich meine: innerlich, nicht äußerlich. Äußerlich verändern wir uns mit zunehmendem Alter nicht – sieht

man davon ab, dass in unserem Schweif alle einhundertacht Jahre ein neues silbernes Haar auftaucht.

Im Vergleich zu manch anderem Vertreter meiner Sippe habe ich in der Geschichte keine sehr sichtbare Spur hinterlassen. Immerhin finde ich Erwähnung in einem Stück Weltliteratur, das kann man sogar auf Russisch lesen; dazu muss man in die Akademische Buchhandlung gehen und das Buch *Der Mann, der einen Geist verkaufte* von Gan Bao kaufen; dort findet man die Geschichte, wie zur späten Han-Zeit der Statthalter der Provinz Sihai seinen entlaufenen Oberleibwächter sucht. Der Statthalter erfährt, ein böser Geist habe den Wächter entführt, und so wird ein Trupp Soldaten auf die Spur des Verschollenen geschickt. Was dann folgt, kann ich bis heute nicht ohne Rührung lesen (die betreffende Seite trage ich als Talisman bei mir):

... den Flüchtigen zu finden, ließ der Statthalter einige Dutzend Soldaten zu Fuß und zu Pferde mit mehreren Jagdhunden an ihrer Seite das Gelände vor der Stadt durchstöbern. Tatsächlich wurde Xiao in einer leeren Grabkammer entdeckt. Nicht aber das Wertier, das hatte sich, als es die Menschen und die Hunde nahen hörte, verzogen. Die von Xiang entsandten Leute brachten Xiao zurück. Äußerlich glich er gänzlich einem Fuchs, menschliche Züge waren beinahe gar nicht mehr an ihm zu entdecken; »A Ze!« war alles, was er sammeln konnte. (A Ze ist eine geläufige Bezeichnung für einen Werfuchs.) Nach etwa zehn Tagen kehrte sein Verstand allmählich zurück, und er berichtete wie folgt:

»Das erste Mal, dass der Fuchs kam, begann damit, dass in der hintersten Ecke des Hauses, zwischen den Hühnerleitern, eine Frau auftauchte, die sehr hübsch war. Sie nannte sich A Ze und versuchte mich zu sich zu locken. Und dies immer wieder, bis ich, für mich selbst überraschend, den Verlockungen nachgab. Sie wurde sogleich meine Frau, und noch am selben Abend waren wir in ihrem Hause ... An ein Zusammentreffen mit Hunden kann ich mich nicht erinnern, nur, dass ich sehr, sehr froh war.«

»Das war ein böser Berggeist«, stellte ein Dao-Wahrsager fest.

In den Notizen über berühmte Berge heißt es: »Der Werfuchs war in sehr alten Zeiten ein loses Frauenzimmer, und ihr Name war A Ze. Später verwandelte sie sich in einen Fuchs.«

Deshalb werden Wertiere dieser Art heute meistens A Ze genannt.

Ich kann mich an den Mann entsinnen. Sein Kopf sah aus wie ein gelbes Ei, die Augen wie zwei an das Ei geklebte Papierschnipsel. Der Verlauf unserer Affäre ist nicht ganz wahrheitsgemäß wiedergegeben, außerdem irrt der Erzähler, wo er sagt, ich hätte A Ze geheißen. Der Leibwächter nannte mich bei meinem Namen A, das »Ze« war nur der Laut, den er zuletzt, als ihn die Lebensgeister verließen, zwanghaft von sich gab: Er sog beim Reden geräuschvoll Luft ein, wie um den hängenden Unterkiefer an seinen Platz zu saugen. Ferner ist unwahr, dass ich zuerst ein »loses Frauenzimmer« gewesen wäre und mich erst später in einen Werfuchs verwandelt hätte – so etwas kommt überhaupt nicht vor, soviel ich weiß. Nichtsdestoweniger spüre ich beim Wiederlesen dieser kleinen Passage altchinesischer Prosa die gleiche Aufregung wie eine gealterte Schauspielerin, wenn sie das früheste erhaltene Foto von sich betrachtet.

Woher der Name A kommt? Einem konfuzianischen Bibliophilen (der auf kleine Jungs stand und außerdem meine Bewandtnis kannte, was ihn nicht daran hinderte, meine Dienste bis an sein Lebensende in Anspruch zu nehmen) ist eine hübsche Erklärung dafür eingefallen. Dies sei der kurze Laut, den ein Mensch auszustoßen gerade noch in der Lage ist, wenn ihm die Kehlmuskeln versagen. Tatsächlich bringen manche der Männer, denen ich die Sinne verwirre, dieses gepresstes A-a... hervor. Übrigens hat mir jener Konfuzianer sogar eine kalligraphische Widmung verehrt – sie hebt an mit den Worten: *A Huli, du Weide am nächtlichen Fluss ...*

Man könnte meinen, es müsste ein trauriges Schicksal sein, mit dem Namen A Huli in Russland zu leben. Ungefähr so wie in Amerika für einen, der Whatze Phuck heißt. Ich gebe zu,

der Name verleiht meinem Leben einen bitteren Beigeschmack, und eine meiner inneren Stimmen ist in jedem Moment bereit zu fragen: Was hast du vom Leben erwartet, A Huli, Whatze Phuck? Aber das ist, wie gesagt, die geringste meiner Sorgen, eigentlich überhaupt keine, ich arbeite ja unter Pseudonym. Das Ganze hat eher etwas Humoristisches – schwarzer Humor, schon wahr.

Als Hure zu arbeiten fällt mir auch nicht weiter lästig. Dunja, meine Ablösung im Baltschug (dort unter dem Namen Adultera geführt), hat einmal definiert, was eine Hure von einer anständigen Frau unterscheidet: »Eine Hure will von dem Mann hundert Dollar dafür, dass sie es ihm ein bisschen nett macht. Eine anständige Frau will sein ganzes Geld dafür, dass sie ihm alles Blut aussaugt.« Ich mag diese radikale Ansicht nicht so ganz teilen, doch ein Körnchen Wahrheit steckt darin: Heutzutage sind die Sitten in Moskau so, dass, wenn man die Formulierung »aus Liebe« vom Hochglanz ins Juristische übersetzt, »für hunderttausend inklusive Hämorrhoiden« herauskommt. Sollte man auf die Meinung einer Öffentlichkeit, in der eine solche Moral herrscht, etwas geben?

Ich habe ernstere Probleme. Mein Gewissen zum Beispiel. Aber darüber werde ich im nächsten Stau nachdenken, wir sind gleich da.

Der Zylinder ist indirekt ein Kastenzeichen: Zugehörigkeit zur Elite unterstellend, was immer man von ihr hält. Begrüßt dich am Hoteleingang ein Mann im Zylinder und hält dir mit einem tiefen Bückling die Tür auf, so wirst du schon hierdurch auf eine soziale Stufe gehoben, die einer Schuldverschreibung gegenüber Leuten mit weniger Glück im Leben gleichkommt.

Das spiegelt sich beispielsweise auf der Getränkekarte wider. Ich setzte mich auf einen Hocker an der Bar, studierte das Angebot und versuchte meine Nische zwischen Vierzig-Dollar-Whiskey und Sechzig-Dollar-Cognac (für vierzig Gramm, wohl-gemerkt) zu finden. Die Namen der Longdrinks fügten sich zu

einem Hardcore-Thriller: Tequila Sunrise, Blue Lagoon, Sex on the Beach, Screwdriver, Bloody Mary, Malibu Sunset, Zombie. Ein fertiges Filmexposé.

Doch ich bestellte einen Cocktail, der Rusty Nail hieß – nicht aus Anlass der bevorstehenden Begegnung, wie ein psychoanalytisch denkender Mensch vermuten könnte, sondern dieses rätselhaften Drambuies wegen, der neben Scotch zu den Ingredienzen zählte. Man soll ja nach Möglichkeit jeden Tag im Leben etwas Neues kennen lernen. Außerdem war die Getränkekarte zweisprachig, und auf Russisch hieß der Cocktail Rasti Nail*. Da wächst der liebe gute Nail heran in seinem ukrainischen Kaff Shmerinka, schmiedet große Pläne und ahnt nicht, dass sein Weg nach der Emigration vorbestimmt ist: zu den rostigen Nägeln ... Schon haben wir das nächste Exposé: die Geschichte eines Russen in Amerika, aufgebrochen zu den Leuchttürmen seines großen Traums, bei Prozak gelandet. Wieso war ich eigentlich nicht im Filmgeschäft?

Zwei meiner Mitstreiterinnen saßen an der Bar: Karina, das Ex-Model, und die Transe Nelly, die aus dem Moskwa nach dessen Schließung herübergewechselt war. Obwohl Nelly vor kurzem die fünfzig überschritten hatte, florierte bei ihr das Geschäft. Auch jetzt gerade beturtelte sie wieder einen galanten Skandinavier, während Karina sich einsam an ihrer Zigarette festhielt – nicht die erste, wie der mit lippenstiftbeschmierten Kippen gefüllte Aschenbecher zeigte. Ich weiß bis heute nicht recht, wie das zugeht, es war immer dasselbe: Nelly, die Schrecksschraube mit ihrer Komsomolzenvergangenheit, machte mehr Kohle als das junge Gemüse mit Modeloberfläche. Die Gründe dafür konnten verschieden sein:

1. sieht sich der westliche Mann, der die Ideale weiblicher Gleichberechtigung mit der Muttermilch aufgesogen hat, nicht in der Lage, eine Frau aufgrund ihres Alters oder irgendwelcher

* Rasti Nail (russ.) kann gelesen werden als: Werd erst mal groß, Nail!

körperlicher Makel abzuweisen, denn er sieht in ihr vorrangig den Menschen.

2. bedeutet die Entscheidung, seine sexuellen Gelüste mit Hilfe eines Fotomodells zu befriedigen, für den reflektierenden westlichen Mann nichts anderes, als den Ideologen der Konsumgesellschaft auf den Leim zu gehen, und das ist das Letzte.

3. lässt sich der westliche Mann weit mehr vom sozialen Instinkt als vom biologischen leiten, sodass er selbst in einer so intimen Angelegenheit wie dem Sex den am wenigsten konkurrenzfähigen Akteuren der Marktwirtschaft eine Chance gibt.

4. nimmt der westliche Mann an, dass die Schreckschraube ihn billiger kommt, und nach einer Stunde Peinlichkeit hat er Geld gespart, um seinen Jaguar abzuführen.

Wie Serge, der Barkeeper, mich geheißen hatte, riskierte ich keinen Blick in seine Richtung. Hier im National denunzierte jeder jeden, man musste vorsichtig sein. Außerdem interessierte mich Serge in diesem Moment am allerwenigsten, ich war gespannt auf den Kunden.

Zwei Anwärter für diese Rolle waren in der Bar zugegen: Ein Sikh im dunkelblauen Turban, der wie ein Schokoladenhase aussah, und ein Mann mittleren Alters im Dreiteiler, mit Goldrandbrille. Beide saßen allein – der mit der Brille trank Kaffee und sah durch den Glasgiebel auf das Hofgeviert hinaus; der Sikh las die *Financial Times*, seine Lackschuhspitze wippte im Takt, den die Klavierspielerin vorgab, die das kulturelle Erbe des neunzehnten Jahrhunderts meisterhaft zu akustischen Tapeten verarbeitete. Gerade spielte sie Chopin, das Regentropfen-Prélude – das der Bösewicht in *Moonraker* spielt, als Bond erscheint. Diese Musik fand ich himmlisch. Aus gutem Grund hatte Tolstois Witwe Sofija Andrejewna, als sie die letzten Jahre ihres Lebens an der Widerlegung der *Kreutzerersonate* ihres Gatten arbeitete, ihr Buch *Die Préludes von Chopin* nennen wollen ...

Hoffentlich der mit der Brille!, dachte ich. Der spart ganz bestimmt nicht für einen Jaguar, der hat ihn schon. Geld auszu-

geben ist für solche wie ihn das eigentliche Abenteuer, diese Transaktion erregt sie mehr als alles Übrige – das man sich mitunter ganz schenken kann, wenn man ihnen vorher genug zu trinken gibt. Dagegen kann so ein Sikh einem ernsthaft zur Last fallen.

Ich sandte dem Brillenträger ein Lächeln, er lächelte zurück. Na prima! dachte ich, aber da faltete der Sikh seine Finanzzeitung zusammen, stand auf und kam an meinen Tisch.

»Lisa?«, fragte er.

Das war mein Pseudonym für heute.

»That's right«, erwiderte ich freudig.

Was hätte ich anderes tun sollen.

Er setzte sich mir gegenüber und fing sogleich an, die russische Küche madig zu machen. Sein Englisch war sehr gut, nicht wie sonst bei den indischen Einwanderern üblich – echte Oxford-Intonation, die sich in ihrer Trockenheit manchmal wie ein russischer Akzent anhört. Statt fucking sagte er freaking, wie ein braver Boyscout; es klang komisch, weil er das Wort in jedem zweiten Satz gebrauchte. Vielleicht verbot ihm seine Religion das Fluchen; mir ist, als gäbe es im Sikhismus so einen Passus. Er arbeitete als Portfolio-Manager; die Frage, wo er denn sein Portfolio habe, konnte ich mir gerade noch verkneifen. Portfolio-Manager mögen solche Scherze nicht. Das weiß ich, weil ungefähr jeder dritte Kunde im National einer ist. Was nicht heißen soll, dass das National voll mit Portfolio-Managern wäre: Ich sehe nur eben sehr jung aus, und jeder Zweite von denen ist pädophil. Ich mag diese Leute nicht, das sage ich ganz ehrlich. Eine Berufserfahrung.

Zuerst kam er mir mit höchst altmodischen Komplimenten: Er könne sein Glück gar nicht fassen, und dass ich dem Mädchen seiner süßesten Kinderträume ähnlich sei – süßeste Kinderträume, so drückte er sich aus. Noch mehr in dieser Art. Als Nächstes wollte er meinen Ausweis sehen, um sich von meiner Volljährigkeit zu überzeugen. An derlei Nachfragen war ich gewöhnt. Ich besaß einen Pass, natürlich gefälscht, der auf den

Namen Alisa Li ausgestellt war. Den hatte ich mir selbst ausgedacht – einerseits Li: ein in Korea weitverbreiteter Name, der zu meinem asiatisch anmutenden Lärvchen passte; andererseits die Füchsin Alisa im *Goldenen Schlüsselchen* ... Der Sikh blätterte sehr ausführlich, wahrscheinlich fürchtete er um seinen guten Ruf. Dem Pass nach war ich neunzehn.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte er.

»Schon bestellt«, antwortete ich. »Kommt gleich. Sagen Sie das eigentlich zu allen Mädchen – das mit den süßesten Kinderträumen, meine ich?«

»Nein. Das sage ich nur zu Ihnen. Das habe ich noch zu keinem Mädchen gesagt.«

»Ah ja. Dann sage ich Ihnen auch etwas, das ich noch zu keinem anderen Mann gesagt habe. Sie sehen aus wie Captain Nemo.«

»Der aus Zwanzigtausend Meilen unterm Meer?«

Oho, ein belesener Portfolio-Manager!, dachte ich.

»Nein, aus der Liga der außergewöhnlichen Gentlemen. Das war ein amerikanischer Film, da gab es einen außergewöhnlichen Gentleman, der sah Ihnen ähnlich. Unterwasserkaratekämpfer mit Bart und blauem Turban.«

»Eine Jules-Verne-Verfilmung, oder wie?«

Der Cocktail kam. Kleinformat – sechzig Gramm, höchstens.

»Nein, eine Versammlung aller Supermänner des zwanzigsten Jahrhunderts in einem: Captain Nemo, The Invisible Man, Dorian Gray und so weiter.«

»Ach ja? Klingt originell!«

»Ist überhaupt nicht originell. Eine auf Vermittlung basierende Ökonomie gebiert eine Kultur, die es vorzieht, vorhandene Bilder fremder Urheber weiterzuverkaufen, statt neue zu kreieren.«

Diesen Satz hatte ich von einem linken französischen Filmkritiker, der mich um dreihundertfünfzig Euro beschissen hatte. Nicht dass ich ganz mit ihm einer Meinung gewesen wäre, doch jedes Mal, wenn ich den Satz im Gespräch mit einem Kun-

den anbrachte, kam es mir vor, als arbeitete der Filmkritiker ein paar konvertierbare Rubel von seiner Schuld ab. Für den Sikh war das zu viel.

»Wie bitte?«, fragte er mit gerunzelter Stirn.

»Na, jedenfalls sah dieser Nemo Ihnen erstaunlich ähnlich. Der Bart vor allem ... Noch in seinem U-Boot hat er die Göttin Kali angebetet.«

»Dann dürften wir kaum viel gemeinsam haben«, lächelte mein Gegenüber. »Ich bete zu keiner Göttin Kali. Ich bin Sikh.«

»Ich habe großen Respekt vor dem Sikhismus«, sagte ich. »Mir scheint, er ist eine der vollkommensten Religionen auf der Welt.«

»Wissen Sie denn überhaupt, was das ist?«

»Aber ja.«

»Wahrscheinlich haben Sie gehört, das seien so Typen, die Bart und Turban tragen«, lachte er.

»Nicht die äußeren Attribute sind es, die mich am Sikhismus interessieren. Mich fasziniert die spirituelle Seite. Insbesondere der Mut, sich auf die Schrift anstatt auf lebendige Lehrmeister zu berufen.«

»Aber das trifft auf viele andere Religionen genauso zu«, sagte er. »Woanders ist es die Bibel oder der Koran, bei uns der Guru Granth Sahib.«

»Aber nirgends nimmt man das Buch so als lebendigen Mentor. Außerdem gibt es nirgends ein so revolutionäres Gotteskonzept. Zwei Eigenarten sind es vor allem, die mich verblüffen, weil sie sich von allen anderen Religionen radikal abheben.«

»Und zwar?«

»Erstens wird die Tatsache akzeptiert, dass Gott diese Welt durchaus nicht zu irgendwelchen höheren Zwecken, sondern einzig und allein zu seiner Erbauung geschaffen hat. Das zu sagen hat sich vor den Sikhs noch keiner getraut. Und zweitens sind die Sikhs Gottfinder, nicht Gottsucher wie die anderen.«

»Gottsucher, Gottfinder, was soll das sein?«

»Erinnern Sie sich an die Aporie von der öffentlichen Hin-

richtung, die in den Kommentaren zu den heiligen Texten des Sikhismus des Öfteren angeführt ist? Sie geht, wenn ich nicht irre, auf den Guru Nanaku zurück, ganz sicher bin ich mir nicht.«

Dem Sikh quollen die braunen Augen hervor, sodass er nun aussah wie ein Krebs.

»Stellen Sie sich einen Marktplatz vor«, fuhr ich fort. »In seiner Mitte das Schafott, wo dem Verbrecher der Kopf abgeschlagen werden soll, die Menge drängt sich darum herum. Ein gewöhnliches Bild im mittelalterlichen Indien. Nicht anders in Russland. Nun passen Sie auf: Gottsuchertum ist, wenn die besten Köpfe der Nation das Blut an dem Beil nicht mehr mit ansehen können und deswegen anfangen, Gott zu suchen, was hundert Jahre und sechzig Millionen Tote später dazu führt, dass sich die Kreditfähigkeit des Landes um ein Geringes erhöht.«

»In der Tat«, sagte der Sikh, »das ist eine große Leistung, die Ihr Land da vollbracht hat. Ich meine, die verbesserte Kreditfähigkeit. Und was tun nun die Gottfinder?«

»Sie haben ihren Gott noch auf dem Richtplatz gefunden. So wie die Lehrer der Sikh.«

»Welchen Gott meinen Sie?«

»Gott ist in dieser Aporie sowohl der Scharfrichter, als auch sein Opfer, und damit nicht genug. Er ist die Menge rund um das Schafott, er ist das Schafott selbst, er ist das Beil, er ist das Blut, das von dem Beil trieft, er ist der Marktplatz und der Himmel über ihm und der Staub unter den Füßen. Und natürlich ist er diese Aporie, und was die Hauptsache ist: Er ist der, der sie im Augenblick vernimmt ...«

Ich bin mir nicht sicher, ob der Begriff Aporie hier am Platz war, denn ein unauflösbarer Widerspruch kam nicht vor – wenn man ihn nicht darin sehen wollte, Gott inmitten von Blut und Schrecken zu finden. Jedenfalls rief der Terminus bei dem Sikh keinen Widerspruch hervor. Er riss die Augen noch etwas weiter auf und sah nun nicht bloß wie ein Krebs aus, sondern wie

ein Krebs, der endlich begriffen hat, warum die vielen großen Biergläser um ihn herumstehen. Während er an meinen Worten kaute, trank ich in aller Ruhe meinen Cocktail aus – was dieser Drambuie für ein Zeug war, wurde mir dabei nicht klarer. Der Sikh war ein Anblick für die Götter, das muss man sagen. Er balancierte sozusagen auf dem Grat zur Erleuchtung, ein leichter Schubs mochte genügen, um seinen Verstand aus dem fragilen Gleichgewicht zu bringen.

Und so geschah es. Kaum hatte ich mein Glas auf dem Tisch abgestellt, kam er zu sich. Zog eine Diners-Club-Platinum-Kreditkarte mit Che-Guevara-Hologramm aus der Brieftasche und klopfte damit auf den Tisch, was ein Zeichen für den Kellner war. Dann legte er seine Hand auf meine und raunte: »Wollen wir jetzt aufs Zimmer gehen?«

Wenn ein Hotel *National* heißt, dann unterstellt man ihm, einen Nationalgeschmack zu repräsentieren. Dieser ist in Russland eklektisch, was die Einrichtung tatsächlich widerspiegelt: Der Läufer auf der Treppe weist die klassischen Königslilien auf, die Buntglasfenster sind Jugendstil, und bei der Auswahl der Bilder an den Wänden ist schon gar kein Prinzip zu erkennen: Kirchen, Blumensträuße, Waldstücke, alte Bäuerinnen, Alltagsszenen aus Versailles, dazwischen taucht unversehens Napoleon auf, der aussieht wie ein blauer Papagei mit goldenem Schwanz ...

Aber es scheint übrigens nur auf den ersten Blick so, als hätten die Bilder nichts miteinander zu tun. Sie haben in künstlerischer Hinsicht etwas ganz Wesentliches gemeinsam: ihre Verkäuflichkeit. Hat man sich das vergegenwärtigt, sticht eine frappierende stilistische Uniformität ins Auge. Mehr noch, man gelangt zu der Erkenntnis, dass so etwas wie abstrakte Kunst gar nicht existiert, es gibt nur konkrete. Ein tiefer Gedanke, ich hätte ihn gern notiert, doch in Gegenwart des Kunden war mir das peinlich.

Vor einer Glastür mit der Nummer 319 blieben wir stehen,

der Sikh führte mit laszivem Lächeln die Schlüsselchipkarte in den Türschlitz ein. Er hatte ein VIP-Zimmer; solche kosten hier an die sechshundert Dollar pro Tag.

Hinter der Doppeltür lag eine kleine Business-Lounge: gestreifter Diwan mit hoher Lehne, zwei Sessel, Drucker und Fax, Kübelpalme, kleine Vitrine mit altertümelndem Geschirr. Vom Fenster sieht man auf eine Straße, von der aus man den Kreml sieht. Das ist Kategorie B. Außerdem gibt es hier noch Kategorie C, wo man auf eine Straße sieht, von der aus man eine andere Straße sieht, von der aus man den Kreml sieht.

»Wo ist das Bad?«, fragte ich.

Der Sikh ging daran, seine Krawatte aufzubinden.

»Wir haben's wohl sehr eilig?«, fragte er anzüglich. »Da hinten.«

Ich öffnete die Tür, auf die er gezeigt hatte. Hinter ihr lag das Schlafzimmer. Das riesige Doppelbett nahm beinahe den ganzen Raum ein. Eine kleine Tür in der Ecke, die man übersehen konnte, ging ab ins Bad. Korrekt!, dachte ich: Die Dinge sollten nach ihrem Stellenwert im Leben bemessen sein. So gesehen, war dieses Hotelzimmer annähernd ideal, es war dem Leben eines VIP exakt nachgebildet. Dem Bereich Arbeit entsprach die Business-Lounge: mal ein Fax kriegen, mal eins abschicken, auf dem gestreiften Diwan sitzen, auf die Palme gucken oder, wenn man die Palme satt hat, den Kopf wenden und auf das Geschirr in der Vitrine gucken. Dem Privatleben entsprach das Schlafzimmer mit nichts als dem Bett: Schlaftablette schlucken und schlafen. Oder eben das jetzt.

Ich betrat das Badezimmer, stellte die Dusche an und rüstete mich für die Arbeit. Das war nicht weiter schwierig: Ich musste nur die Hosen ein bisschen herunterlassen und meinen Schweiß befreien. Das Wasser hatte ich nur zur Tarnung angestellt.

Ich merke, dass ich an einen Punkt gekommen bin, wo einige Erklärungen vonnöten sind, sonst bekommt mein Bericht etwas Obskures. Ich unterbreche ihn also hier, um ein paar Worte über mich zu verlieren.



Viktor Pelewin

Das heilige Buch der Werwölfe

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73769-7

btb

Erscheinungstermin: Juli 2008

Ahuli arbeitet als Prostituierte in Moskau. Was ihre Kunden nicht ahnen: Sie ist ein Werwolf, der die Freier unter Hypnose ihre verwegsten Träume ausleben lässt – alleine. Eines Tages trifft Ahuli auf Alexander, an dem ihre Künste versagen. Denn der leitet als Generalleutnant der Staatssicherheit die Werwolf-Abteilung. Die Anarchistin und der Staatstreue verlieben sich. Haben sie und das marode Land eine gemeinsame Zukunft?



Der Titel im Katalog